Zweite Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 131. Donnerstag den 10. Mai 1888. 82. Jahrgang.

Vom Kaiser.

* Ueber das Befinden Sr. Majestät des Kaisers berichtet die „National-Zeitung“ vom Dienstag:

In dem Befinden des Kaisers ist heute, wie uns aus Charlottenburg gemeldet wird, eine geringe Besserung gegen gestern zu verzeichnen. Die Temperatur stieg gestern Abend auf 38,6 Grad, sank aber heute Morgen auf 37,5 Grad. Obwohl die reichliche Eiterabsonderung noch fortdauert, hatte der Kaiser eine ruhigere Nacht und konnte etwas besser schlafen. In Folge dessen fühlt sich der hohe Patient ein wenig wohler, hat, wiewohl mit geringem Appetit, seine gewohnten Speisen zu sich genommen, wird aber das Bett nicht verlassen. Um 10½ Uhr erschien der Oberhofmeister von Rauch im Schlosse, um dem Kaiser Vortrag zu halten. Bald darauf kam der Kronprinz auf den Schloßhof geritten und ließ sich, ohne vom Pferde zu steigen, von dem Generalmajor von Winterfeldt über das Befinden des Kaisers eingehend berichten. Um 11 Uhr erschien der Chef des Militaircabinets General v. Albedyll zum Vortrag beim Kaiser. Auch mit diesem unterhielt sich der Kronprinz einige Zeit und ritt nach etwa viertelstündigem Aufenthalte ab. Prinzessin Victoria unternahm um 10 Uhr Vormittags eine Spazierfahrt in einem Vierspänner, den sie selbst kutschirte. Die Kaiserin gedenkt heute Nachmittag nach Berlin zu kommen. Vor einigen Tagen wußte eine Reihe von Zeitungen zu melden, daß der Geheime Ober-Medicinal-Rath Professor Bardeleben unmittelbar nach der ersten Consultation, welcher er beim Kaiser beiwohnte, eine Audienz bei der Kaiserin gehabt und derselben sehr hoffnungsvolle Versicherungen über den Zustand des Kaisers gemacht haben soll. Wie sich nun herausstellt, hat Geheimer Rath Bardeleben die Kaiserin gar nicht gesprochen; an der ganzen Mittheilung ist kein wahres Wort.

Die „Post“ meldet von demselben Tage:

Se. Majestät der Kaiser fühlte sich heute Vormittag etwas wohler als in den letzten Tagen. Die Eiterentleerungen und mit diesen das Fieber haben am gestrigen Abend bedeutend abgenommen, und daher war die Nachtruhe weniger gestört. Besonders gegen Morgen verfiel der Kaiser in erquickenden Schlummer. Da Fiebermittel, wenn sie überhaupt dargereicht werden, nur in geringen Dosen gegeben werden, ist der Appetit wieder reger geworden und der Kaiser hat heute Vormittag das Frühstück mit besonderem Wohlbehagen verzehrt. Die Aerzte halten es aber zur gänzlichen Beseitigung des Fiebers für unbedingt nothwendig, daß Se. Majestät einige Tage völlig im Bett verbleibt und sich jeglicher Regierungsgeschäfte enthält. Der große Arbeitsdrang, den der Kaiser im Hinblick auf seine Herrscherpflichten jetzt in erhöhtem Maße empfindet, ist ein erschwerender Factor bei beginnender Reconvalescenz; es duldet den Kaiser, sowie er sich etwas wohler fühlt, nicht mehr im Bett, und dann sind Rückschläge unvermeidlich. Doch geben dieselben zu ernsten Besorgnissen kaum Veranlassung. Das Fieber hielt sich gestern Abend auf 38,4 Grad und fiel heute Vormittag auf etwa 37,8 Grad.

Gestern in der Mittagsstunde machte Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Victoria in vierspännigem Wagen, von einer Hofdame begleitet, eine Spazierfahrt. Um 12 Uhr 45 Minuten stattete die Herzogin Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin im Charlottenburger Schloß Ihrer Majestät der Kaiserin einen längeren Besuch ab und fuhr um 2 Uhr 25 Minuten nach Berlin zurück. Um 1 Uhr 45 Minuten erschien Seine kaiserl. und königl. Hoheit der Kronprinz zu Pferde auf dem Schloßhof und erkundigte sich nach dem Befinden Sr. Majestät des Kaisers; nachdem Höchstderselbe sich kurze Zeit mit dem Flügel-Adjutanten Major von Lippe unterhalten, ritt er nach Berlin zurück. Um 4 Uhr 15 Minuten begaben sich die Prinzessinnen-Töchter zu Fuß nach dem dem Schloß gegenüberliegenden Marstall. Dort bestiegen die Prinzessinnen Sophie und Margarethe einen zweispännigen Wagen, Prinzeß Margarethe ergriff die Zügel und fort ging's in scharfem Trabe nach dem Thiergarten zu. In einem zweiten Wagen folgte, ebenfalls die Zügel führend, die Prinzessin Victoria. Um 5 Uhr kehrten die Höchsten Herrschaften von der Spazierfahrt zurück. Um 6½ Uhr erschien, ohne zum Vortrag angemeldet oder befohlen zu sein, Se. Durchl. der Reichskanzler Fürst Bismarck, um sich nach dem Befinden seines Allerhöchsten Herrn zu erkundigen. Etwa eine halbe Stunde blieb der Fürst bei dem Kaiser. Heute früh 8 Uhr unternahmen Ihre königlichen Hoheiten die Prinzessinnen Victoria, Sophie und Margarethe einen Spazierritt nach Westend zu. Gräfin Perponcher, sowie der Hofmarschall von Reischach begleiteten die Prinzessinnen. Seine kaiserliche und königliche Hoheit der Kronprinz erkundigte sich heute um 11 Uhr im Schloß nach dem Befinden Seiner Majestät des Kaisers.

Weiter meldet die „Post“:

Von anderer Seite erfahren wir, daß Se. Majestät der Kaiser gestern den ganzen Tag das Bett nicht verlassen hat. Die Nachtruhe hat sich im Vergleich zu den beiden vorverflossenen Nächten wieder besser gestaltet, der Kaiser konnte wieder mehr und auch andauernder schlafen als in der gestrigen und vorgestrigen Nacht. Der Fieberzustand ist in dauernder Abnahme begriffen. Die Körpertemperatur zeigte gestern Abend nur gegen 38,3 Grad. Heute Morgen war der hohe Leidende fieberfrei, die Körperwärme betrug nur 37,5 Grad. Mit der Abnahme des Fiebers hat sich auch der Appetit wieder eingestellt, der, wenn auch langsam, so doch stetig reger wird. Das Schwächegefühl, welches sich insbesondere am Sonntag und zum Theil auch noch gestern bemerkbar machte, ist heute, wenn auch nicht im ganzen Umfange geschwunden, so doch wenigstens nicht unerheblich geringer geworden. Trotz der erwähnten günstigen Erscheinungen im Befinden Sr. Majestät des Kaisers ist es der Wunsch der Aerzte, daß Allerhöchstderselbe heute das Bett nicht verlasse. Die Aerzte wollen eben, so lange Fiebererscheinungen und vermehrte Eiterabsonderung auftreten, durch andauernde Bettruhe jeder stärkeren Inanspruchnahme der Körperkräfte vorbeugen, um letztere möglichst ungeschwächt zu erhalten.

Im Abgeordnetenhause verlautete heute über das Befinden Sr. Majestät des Kaisers, eine acute Gefahr sei nicht vorhanden; indessen fühle sich Se. Majestät auch heute noch körperlich ziemlich matt.

Angesichts des etwas gebesserten Befindens des Kaisers sprach man heute in Abgeordnetenkreisen von der bevorstehenden Abreise der Kaiserin nach Dirschau zur Besichtigung der Ueberschwemmungsgebiete der unteren Weichsel. Dem entspricht eine Ankündigung in einem Privattelegramm der „Danziger Zeitung“, wonach die Ankunft der Kaiserin in Dirschau morgen Vormittag erwartet wird.

Von anderer Seite wird uns gemeldet: Ueber die Reise Ihrer Majestät der Kaiserin nach Dirschau war bis gegen 3 Uhr Bestimmtes nicht bekannt.

Die Kämpfe der Expedition Kund im Hinterlande von Batanga.

* Die deutsche Forschung, die sich in den Dienst unserer Colonie in Kamerun gestellt, hat nunmehr ihre Blut- und Feuertaufe erhalten durch die blutigen Kämpfe, welche die von Premierlieutenant Kund in das Hinterland des deutschen Besitzes geführte Expedition mit den Eingeborenen zu bestehen hatte. Mit banger Sorge hatte die Nachricht von diesen blutigen Zusammenstößen, von der Verwundung des Führers der Expedition und des Lieutenants Tappenbeck alle Gemüther erfüllt. Die Meldungen, die bisher über die Vorfälle bekannt wurden, lauteten wohl beruhigend, aber doch zu unbestimmt. Nunmehr sind die „Görlitzer Nachrichten und Anzeiger“ in der Lage, einen Brief mitzutheilen, in welchem Premier-Lieutenant Kund selbst seiner Schwester in Görlitz über den blutigen Abschluß der Expedition berichtet.

Wir erinnern nur kurz daran, daß Premierlieutenant Kund im August v. J. von Hamburg nach Kamerun abgegangen war, um zunächst an der Küste von Liberia Leute für die Expedition anzuwerben. Am 1. September folgte ihm Lieutenant Tappenbeck, der Zoologe Dr. Weißenborn aus Jena und der Botaniker Braun. Nachdem sich die Expeditionsmitglieder auf der Fahrt vereinigt, kamen sie am 30. September in Kamerun an und landeten am 5. October in Groß-Batanga. Einen Monat später, am 7. November, brach bereits die Expedition von der Mündung des Kribi in das gänzlich unbekannte Hinterland auf. Ueber die Ergebnisse und Schicksale derselben, die ein neues Ruhmesblatt dem reichen Ehrenkranze nationaler Forschung einfügt, berichtet der oben erwähnte, vom 8. März aus Kamerun datirte (und auch von der officiösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ wiedergegebene) Brief des Premierlieutenants Kund mit folgendem Wortlaut:

Die Expedition hat insofern einen sehr günstigen Verlauf gehabt, als wir schnell vorwärtsgekommen sind und in verhältnißmäßig kurzer Zeit das Land weit nach Osten und nach Süden erforschen konnten, wobei sich mancherlei Wichtiges ergeben hat. Der Feindseligkeit der Eingeborenen wurden wir zunächst in ziemlich glücklicher Weise Herr. Zuerst griffen uns Mitte December 1887 die Jaunaua an, ein etwa 40 deutsche Meilen von der Küste nach Osten lebender Volksstamm, welcher mit Speeren ficht und mit einigen Feuergewehren — die schon zu ihnen gedrungen — bewaffnet ist. Sie wollten uns nicht über den kleinen Njong lassen, einen ihr Land durchfließenden Fluß, und wir geriethen zuerst dabei in eine ziemlich schlimme Lage, aus der wir nur dadurch uns befreien konnten, daß wir das jenseitige Ufer, welches sie besetzt hielten, erstürmten. Ich hatte dabei großes Glück. Mein Kanoe, mit dem ich voranruderte, bekam einen Schuß, der es zum Sinken brachte, so daß ich in der ungünstigen Lage war, schwimmend versuchen zu müssen, das Ufer zu erreichen, das von dem Volkswerk mit vielem Geschrei vertheidigt wurde; doch benahmen sich dabei einige unserer Leute sehr gut; statt sich entmuthigen zu lassen, ruderten sie in zwei anderen Kanoes auf das feindliche Ufer zu, holten mich aus dem Wasser und stürmten auf die schon durch Tappenbeck's Schießen vom anderen Ufer her sehr eingeschüchterten Jaunaua mit vielem Schreien ein, so daß diese, trotzdem sie in einer unvergleichlichen Ueberzahl waren und uns ohne große Mühe ins Wasser werfen konnten, da wir gegen ihre Speere keine Gegenwehr besaßen und von den Gewehren in dem Ufer- und Wasser-Gebüsch kaum noch Gebrauch machen konnten, in der That davonliefen. So wurden wir zu 10 Mann Herren des feindlichen Ufers und waren aus einer beängstigenden Lage befreit, da wir vorher auf einer Insel gesessen hatten, auf der es keinerlei Lebensmittel gab. Die Feindseligkeiten setzten sich hier noch zwei Tage fort, dann schlossen die Leute mit uns förmlichen Frieden und gestanden ihr Unrecht ein. Wir hatten 1 Todten, 1 Schwerverwundeten und ein paar nicht nennenswerth Verwundete. Wir bauten Kanoes, befuhren den Fluß bis an die Grenzen seiner Schiffbarkeit und zogen dann nach dem großen Njong. Von diesem Fluß war uns viel vorgefabelt worden, so daß ich glaubte, wir würden in ihm einen Nebenfluß des Congo erreichen.

Wir durchzogen ein Land mit einer sehr zahlreichen, friedlichen Bevölkerung, die überall ihrer Freude und ihrem Erstaunen, daß weiße Leute in ihr Land kamen, in der lebhaftesten Weise Ausdruck gaben. Sie begleiteten uns zu Hunderten auf unserem Wege, die Weiber drängten sich mit den Kindern heran, alle wollten uns anfassen, um unsere Haut zu befühlen, und es entstand jedesmal ein furchtbares Geschrei, wenn sie einen Hemdärmel zurückstreifen konnten und sahen, daß wir wirklich am ganzen Leibe weiß seien und nicht blos an den Händen und im Gesicht; durch ihre Neugier belästigten sie uns zwar mannigfach, da sie unermüdlich den ganzen Tag um uns herumtanzten, schrieen und heulten, so daß wir kaum noch wußten, wie wir uns eine ruhige Minute verschaffen konnten; doch ließ sich das gern ertragen, da sie uns reichlich Lebensmittel brachten. Für die schönsten Schafe und Ziegen bezahlten wir Zeug im Werthe von 3 ℳ, für ein Huhn Knöpfe im Werth von 5 ₰. Wir hatten Alles reichlich, was wir brauchten, und glaubten alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, um so mehr, als uns die Leute auch auf den Weg nach dem großen Flusse brachten. Wir erreichten denselben am 19. Januar. Es ist ein großer, innerafrikanischer Strom, der aber nicht nach Osten fließt, sondern nach Westen und im Kamerungebiet bei Malimba mündet. Damit ist endlich entschieden, daß wirklich bei Kamerun ein großer Fluß mündet, daß es aber keiner von denen ist, in welchen man ihn bis jetzt suchte. Von jetzt ab kam eine schwierige Zeit für uns.

Wir überschritten den Fluß, um einen Weg nach Kamerun zu finden, und geriethen dabei plötzlich unter Sudanneger, gänzlich verschiedene Völkerschaften von allen, die Tappenbeck und ich nicht blos hier, sondern auch am Congo kennen gelernt haben. Wir hatten damit eine der wichtigsten Völkergrenzen, welche es in Afrika überhaupt giebt, überschritten, und es ist vielleicht mit eines der wesentlichsten Ergebnisse dieser Reise die Feststellung der Thatsache, daß die Sudanneger schon weit nach Süden vorgedrungen sind und schon im Hinterlande von Kamerun sitzen, nicht weiter als 30 deutsche Meilen von der Küste entfernt. Man kann auch erkennen, daß sie die Bantuneger nach Süden zurückdrängen, und es ist hoffentlich der Zeitpunkt nicht allzu fern, wo sie nach Westen vordringen und das ganze Küstengesindel, welches zum Theil jetzt im Kamerungebiet sitzt, aus ihren Wohnplätzen vertreiben. Für uns kann das nur günstig sein, denn diese Sudanneger sind eine ganz andere Classe von Menschen als die Bantuneger. Die Sudanneger treiben ordentlichen Ackerbau und Viehzucht und haben mehr Sinn für Arbeit, Ordnung, Gesetz und Recht als die Anderen. Leider schienen diese Leute über unsere Ankunft so überrascht und erschreckt, daß sie, nachdem sie in den ersten Tagen sich friedlich gegen uns verhalten hatten, es auf einmal vorzogen, uns den Weitermarsch durch ihr Land zu wehren. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie fürchteten, wir kämen, um Sclaven zu jagen. Sie leiden in der Beziehung offenbar sehr durch die mohamedanischen Neger, welche ihre Sclavenjagden von Norden bis hierher ausdehnen. So griffen sie uns denn eines Tages ganz unvermuthet auf unserem Wege an, doch wurden wir ihrer schnell Herr; sie verhielten sich zwar tapfer und räumten ihr großes verpallisadirtes Dorf, das sie vertheidigten, erst nach hartnäckigem Widerstand, doch konnten sie, da sie fast ausschließlich mit Bogen, Pfeilen und Speeren fochten, nichts gegen uns ausrichten. Tappenbeck war der erste, der über die Verpallisadirung kletterte und die Gegner mit einigen wenigen Begleitern vor sich hertrieb. Er hätte, da sie in großen Haufen zusammengeballt an den entgegengesetzten Seiten des Ufers durch die schmalen Ausgänge hinausdrängten, ihnen schreckliche Verluste beibringen können, doch that es uns schon bitter Leid um die Todten, die im Dorfe umherlagen, da sie ihr Leben doch nur in Folge der Absicht verloren hatten, sich gegen Eindringlinge zu wehren, von denen sie in ihrem Unverstand Böses für ihre Heimath fürchteten. Daß unsere Leute in ihrer Wuth, da sie eine ganze Anzahl Verwundete hatten und sich dessen bewußt waren, daß man sie ohne jeden Grund angegriffen hatte, das Dorf anzündeten, war nicht zu verhindern. Wir hatten auch diesmal großes Glück gehabt. Besonders hatte ich für Tappenbeck gefürchtet, der sich soweit nach vorne gestürzt hatte; es ist geradezu wunderbar zu nennen, daß ihn weder ein Speerwurf, noch einer von den bogenweise fliegenden Pfeilen verletzt hatte. Auch ich war sehr gut weggekommen, denn ein Pfeil, der mir ins linke Knie geflogen war, ließ sich leicht herausziehen; so hatte ich nur eine geringe Entzündung, die während einiger Tage etwas schmerzhaft war. Von unseren Leuten war Einer lebensgefährlich verletzt, durch einen Speerwurf in den Leib, an dem er nach mehreren Tagen starb; vier andere hatten etwas schwere Pfeilwunden, die aber gut heilten.

Von einem Weitermarsch unter den Sudannegern, nachdem sie sich uns feindlich in den Weg stellten, konnte nicht gut die Rede sein, da wir uns erstens nicht mit ihnen verständigen konnten wegen der Sprachverschiedenheit und weil wir ohne Beihülfe nicht darauf rechnen konnten, in diesem Lande einen Weg zu finden, denn es war wegen vieler Sümpfe schwer passirbar. Wir kehrten daher über den großen Njong zurück und marschirten auf dem linken Ufer westwärts, um weiter unterhalb den Fluß noch einmal zu überschreiten und dort einen Weg nach Kamerun zu suchen. Als wir schon in einer Landschaft waren (mit Namen Bogobella), die den bei uns befindlichen Kamerunjungen bekannt war als eine, nach welcher die Kamerunleute Handel treiben, als wir schon die ersten Cocospalmen gesehen hatten, was immer ein Zeichen ist, daß man von der Küste nicht mehr weit entfernt ist, und wir die Entfernung von Kamerun nur auf sieben Tagemärsche schätzten, wurden wir am 9. Februar 1888 ganz unvermuthet von den Bakokos in einem Terrain überfallen, in dem wir fast wehrlos waren. Wir befanden uns in einem Gelände, wo ein schilfartiges Gras von dreifacher Mannshöhe wächst, durch das ein einziger schmaler Pfad führt, den wir passirten. In diesem Grase steckten die Feinde, die unaufhörlich, während wir den Weg verfolgten, uns beschossen. Es war uns ein Hinterhalt gelegt in einer so listigen, durchdachten Weise, wie ich es von Afrikanern noch nicht erlebt habe. Zuerst suchten wir uns dadurch zu helfen, daß wir, wo irgend sich mal eine etwas günstigere Stelle fand, was aber höchstens in den kleinen, aus wenigen Hütten bestehenden Dörfern der Fall war, angriffsweise vorgingen, das vertragen Schwarze in der Regel nicht; hier aber nützte es gar nichts, denn die Leute verschwanden im Grase und wir sahen nichts von ihnen. Wir mußten den Entschluß fassen, auf dem kürzesten Wege Waldland, das wir vor uns wußten, zu erreichen, dort konnten wir unserer Gegner besser Herr werden. Bis dahin aber war ein langer Weg, und die Eingeborenen wußten ihren Vortheil wohl auszunutzen, überall steckten sie in den zahlreichen Elephantenwegen, die unsere Pfade kreuzten, und schossen ihre Gewehre ab, wenn wir vorbeikamen, ebenso folgten sie uns hinten in großer Ueberzahl und suchten uns selbst von vorne den Weg zu verlegen. Unsere Leute, von denen sich ein Theil musterhaft verhielt, schossen auf das Gerathewohl ihre Gewehre in das Gras ab, dahin, wo sie den Rauch eines Schusses der Eingeborenen sahen.

Daß wir ohne große Verluste aus diesem Hinterhalt nicht herauskommen konnten, war uns von vornherein klar. Die Verwundungen wurden immer zahlreicher, es traten Marschstockungen ein, und ich begab mich deshalb, während ich sonst die Karawane schloß, um die nachdringenden Eingeborenen abzuwehren, nach vorne. Ich war gerade angekommen, als Tappenbeck einen schweren Schuß gegen das rechte Ohr erhielt, der ihn bewußtlos hinstreckte. Nachdem ich das Nöthige angeordnet hatte, um ihn tragen zu lassen, ging ich weiter vorwärts und suchte unsere Leute zum Weitermarsche zu bewegen. Diese fingen an, eingeschüchtert zu werden, und trotzdem unsere Rettung lediglich im schnellen Marschiren bestand, verlangsamte sich der Marsch, wozu auch die immer zahlreicheren Verwundungen beitrugen. Ich erhielt zuerst einen Schuß gegen die Stirne, der aber keine Bedeutung hatte, da er lediglich eine Hautwunde veranlaßte, schlimmer war ein zweiter Schuß in den linken Arm, in die Gegend des Gelenkes, wo er an zwei Stellen eingeschlagen war. Er machte mir den Gebrauch des Gewehres unmöglich. Auf meinen linken Arm war es überhaupt wieder einmal abgesehen. Ich erhielt noch einen Schuß in denselben in der Gegend der Achsel. Es gelang mir indeß, unsere Leute vorwärts zu bringen, leider jedoch verloren wir von der Ausrüstung. Die Zahl der Verwundeten stieg schließlich auf 26; sie konnten natürlich ihre Lasten nicht mehr tragen, doch wurde das meiste noch beim Wegwerfen vernichtet. Das Schießen dauerte bis in die sinkende Nacht. Ich habe niemals von Afrikanern solche Hartnäckigkeit gesehen und auch nur für möglich gehalten, denn wie sich später herausgestellt hat, verloren sie 20 Todte, während wir deren 4 hatten. Unsere Lage am Abend dieses Tages war eine verzweifelte, ein Drittel unserer Leute war verwundet, ich hatte zum Ueberfluß noch einen vierten Schuß in die rechte Hand erhalten, war vollständig gefechtsunfähig und konnte mich nur langsam vorwärts bewegen, da ich die Arme nicht brauchen konnte, welche man auf diesen Buschpfaden zum Vorwärtskommen nöthig hat. Tappenbeck war schwer verwundet, und was das Schlimmste war, wir hatten fast gar keine Patronen mehr (auf den Kopf 3). Griffen uns die Eingeborenen am nächsten Tage energisch an, so mußten sie bald merken, daß uns das Pulver ausging, und dann waren wir verloren. Im Morgengrauen traten wir am nächsten Tage unseren Weitermarsch an, um eine uns befreundete Völkerschaft zu erreichen. Die Eingeborenen beschossen uns noch ab und zu, wenn wir Dörfer passirten, doch konnte man merken, daß sie durch ihre Verluste am Tage vorher vorsichtig geworden waren. Sie wagten sich nicht mehr nahe an uns heran. Wahrscheinlich hatte auch der Gewinn, den sie aus unseren weggeworfenen Sachen erhofft hatten, nicht ganz ihren Erwartungen entsprochen, da unsere Leute alles einigermaßen Werthvolle an sich genommen, das andere, so gut wie es ging, vernichtet hatten. Ich will nicht weiter erzählen, wie wir uns in den nächsten 14 Tagen durchs Land geschlagen haben, wir verloren noch drei unserer Leute durch Tod. Zuletzt, nachdem wir unter unbeschreiblichen Mühseligkeiten wieder in das Hinterland von Groß-Batanga gelangt waren, standen wir noch sehr nahe vor der Gefahr, dem Hungertode zu erliegen. Wir mußten eine Urwaldregion durchschreiten von sieben Tagemärschen Breite, in der wir keinerlei Lebensmittel außer einigen erbärmlichen Baumfrüchten, von denen sich die Affen ernähren, vorfanden. Wir hatten Leute vorausgeschickt mit einem Briefe, in dem wir um die Entgegensendung von Nahrungsmitteln baten, kamen diese nicht an, oder waren irgend welche Hindernisse vorhanden, so wußten wir Alle, daß nur die Kräftigsten vielleicht im Stande waren, das Ende der Urwaldregion zu erreichen, die Verwundeten und die Schwächeren wären vor Erschöpfung am Wege liegen geblieben. Es waren die elendesten Tage, die ich durchgemacht habe. Wir marschirten vom Morgengrauen bis zum Abend, und nur der Gedanke, daß dies die einzige Möglichkeit der Rettung war, hielt mich aufrecht, obgleich ich dem Zusammenbrechen oft nahe war. Nur wer das durchgemacht hat, wie die Kräfte allmälig aus Mangel an Nahrung immer mehr abnehmen, so daß man den Zeitpunkt absieht, wo man erschöpft und hülflos am Wege liegen bleiben muß, hat eine Vorstellung davon, was es heißt, auf einmal die Rettung vor sich zu sehen. Es war der sechste Tag unseres Marsches durch dieses trostlose Waldgebirge, als um die Mittagszeit vorn die drei Schüsse fielen, welche die Vordersten als Signal abfeuern sollten, wenn die Leute von der Küste mit Lebensmitteln eintrafen. Es war die höchste Zeit! Die Karawane zog sich schon auf eine Länge von drei Meilen auseinander, weil die Schwächeren unserer Leute nicht mehr vorwärts konnten. Ich habe noch nie Schwarze in solcher Erregung gesehen, den Meisten stürzten die hellen Thränen aus den Augen, sie waren gar nicht im Stande, was sie sonst immer thun, vor Freude zu schreien; sie zogen sich still bis zu dem Platze, wo die Lebensmittel vertheilt wurden, dort umarmten sie die ihnen entgegengekommenen Leute vor Freude. Uns selber kam die Aenderung unserer Lage so wunderbar vor, daß wir uns gar nicht recht darein finden konnten, auf einmal Reis und Fleisch, Biscuits, Schinken, Wurst und Wein, was uns Alles von der Küste entgegengeschickt war, in Gebrauch zu nehmen, nachdem wir in den letzten Wochen froh gewesen, wenn wir nur geröstete Bananen hatten. Unser Glück wurde am nächsten Tage noch größer; wir standen nämlich vor der Gefahr, daß die Küstenbevölkerung, mit der wir nicht in guten Beziehungen gelebt hatten, uns den Weg nach der Küste versperrte. Am nächsten Mittag erreichten wir das erste Dorf und hatten dort die große Freude, schon ein Detachement des in Kamerun stationirten Kanonenboots „Cyklop“, mit welchem der Vertreter des Gouverneurs, der Landgerichtsrath Zimmerer, uns entgegengekommen war, vorzufinden. Es waren damit die letzten Schwierigkeiten überwunden, und wir gelangten in einem weiteren Tagemarsch an die Küste.

Der Gegensatz zwischen der Noth, die wir in den letzten Wochen durchgemacht hatten, und dem Zustande völliger Sicherheit, in den wir plötzlich versetzt waren, war so groß, daß man manchmal zu träumen glaubte, denn es war Keiner von uns und wohl auch von unseren Leuten, der sich nicht mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, die Küste nie wieder zu sehen. In der That hing Alles davon ab, daß die Eingeborenen nicht dahinter kamen, daß wir keine Patronen mehr hatten, da sie es nicht wußten, fürchteten sie uns doch immer noch einigermaßen wegen unserer vielen Gewehre. Mehrere Tage während unseres Rückmarsches verhielten sie sich sehr zweifelhaft, und man konnte wohl herausmerken, daß es unter ihnen zwei Parteien gab, von denen die eine suchte, uns noch einmal anzugreifen, doch verhielten sich unsere Leute, als es in der That einmal dazu kam, und man auf uns schoß, sehr verständig, sie marschirten ruhig weiter und zeigten eine sehr gute Haltung, so daß die Eingeborenen davon abgeschreckt wurden, uns ernsthaft anzugreifen; hätten sie es gethan, so waren wir verloren und wir können also sehr von Glück sagen, daß die Expedition diesen Verlauf genommen hat. Damit müssen wir uns trösten über das sonstige Unglück, das wir gehabt haben. Wir haben in fünf Monaten von 100 mit Gewehren bewaffneten Leuten zehn Todte verloren, ein gewiß außerordentlich hoher Procentsatz. Der Arzt vom „Cyklop“ bekam reichliche Arbeit, als wir in Batanga ankamen, durch die vielen Verwundeten, die wir mitbrachten. Tappenbeck ist durch seine Wunde sehr heruntergekommen; der Schuß ist zwar insofern sehr glücklich gegangen, als er die Gehirnschale nicht verletzt hat, doch eitert die Wunde sehr stark und geht seine Wiederherstellung nur langsam vorwärts. Ich bin körperlich sehr gut dran, ich habe nur ganz schwaches Wundfieber gehabt und mich deshalb schnell erholt. Aus dem linken Arm und der rechten Hand sind die Geschosse entfernt und die Wunden heilen zu, doch werde ich diesmal kaum so gut wegkommen wie damals bei den Verwundungen am Congo. Der linke Arm wird seine völlige Brauchbarkeit kaum wieder bekommen, auch werden zwei Finger der rechten Hand, der vierte und der Zeigefinger, wohl steif bleiben. Ich schreibe dies, weil ich den Grundsatz habe, weder etwas zu verheimlichen, noch durch die Darstellung zu falschen Vorstellungen Anlaß zu geben. Ihr könnt deshalb, nachdem ich das Unangenehme Euch nicht vorenthalten habe, auch fest davon überzeugt sein, daß das Andere nicht übertrieben ist, daß ich mich, abgesehen von den Unannehmlichkeiten, die es immer mit sich bringt, wenn man nicht alle seine Glieder frei brauchen kann, völlig wohl befinde; ich tröste mich mit dem Gedanken, daß es viel schlimmer hätte kommen können und daß zu Hause täglich Menschen durch Unglücksfälle aller Art ganz unvorhergesehen in eben solche Lagen kommen. Von Tappenbeck hörte ich auch, daß er allmälig völlig wiederhergestellt werden wird. Der Dr. Weißenborn, der mit uns war, ist glücklicherweise unverletzt geblieben. Auch dies hat die Eingeborenen einigermaßen in Respect gehalten; es war so wenigstens Einer da, der die Expedition leiten und sich um die Verwundeten kümmern konnte. Wie sich die nächste Zukunft gestalten wird, kann ich noch nicht sagen; wir wollen die Station mehr nach Norden verlegen, da das Batangagebiet als genügend erforscht gelten kann. Mich hat der „Cyklop“ mit hierher nach Kamerun genommen, damit ich hier ärztliche Hülfe habe, falls an den Wunden noch etwas zu schneiden ist. Bei Tappenbeck wird dies nicht mehr der Fall sein; er ist deshalb auf seinen Wunsch in Batanga geblieben unter der Pflege des Dr. Weißenborn; dort befinden sich auch unsere Leute. Ich will, sobald ich kann und Gelegenheit habe, hier einen neuen Stationsplatz ermitteln; zunächst beschäftige ich mich mit der Fertigstellung von Berichten, die ich allerdings nicht selbst schreiben kann, deshalb auch dieser Brief dictirt ist. Ich habe hier nur das Wichtigste, was mir mittheilenswerth schien, herausgreifen können, es geht deswegen etwas durcheinander. Ueber die Zeiten bemerke ich noch, daß wir, nachdem wir im October einen sechstägigen Vormarsch gemacht hatten, wobei es uns nicht gelang, die Urwaldregion zu durchbrechen, am 7. November zum zweiten Male vorgingen. Weihnachten lagerten wir an dem kleinen Njong, am 19. Januar standen wir auf den großen Njong und am 9. Februar hatten wir das letzte große Gefecht gegen die Bakokos, am 3. März erreichten wir die Küste von Groß-Batanga.

Aus dem preußischen Landtage.

* Berlin, 8. Mai. Die Commission des Abgeordnetenhauses zur Vorberathung des Gesetzentwurfs über die Verbesserung der Oder und Spree hat heute die Vorlage einstimmig und ohne Abänderung angenommen, ebenso den Antrag von Schorlemer-Alst, welcher die Beiträge der Interessenten zu den Kosten des Grunderwerbs bei dem Rhein-Ems-Canal herabsetzt.

Die Conservativen im Abgeordnetenhause scheinen vorläufig nicht geneigt zu sein, bei der definitiven Abstimmung am 14. Mai das Volksschullastengesetz in der von der Herrenhaus-Commission beantragten Fassung anzunehmen. Die Folge wird voraussichtlich eine abermalige Verlängerung der Session sein.

Das Abgeordnetenhaus erledigte heute einige Rechnungsvorlagen und Petitionen. Unter den letzteren rief eine Petition des Schulvorstandes Zielen in Westpreußen um Besetzung der dortigen Lehrerstelle mit einem katholischen Lehrer eine längere Debatte hervor. Die Unterrichtscommission wollte die Petition der Regierung zur Berücksichtigung überweisen; es wurde aber Uebergang zur Tagesordnung beschlossen. Die nächste Sitzung findet Montag, 14. Mai, statt mit der Tagesordnung: Zweite Abstimmung über das Volksschulgesetz und Oder-Spree-Regulirung.

Socialpolitisches.

□ Leipzig, 7. Mai. Ein hiesiger Gastwirth, der mehrere neue Leute für seinen Gewerbebetrieb engagirte und dieselben vor Antritt der Stellung fragte, ob sie in einer gesetzlich genehmigten freien Hülfscasse die Mitgliedschaft erworben hätten, wurde von diesen dahin beschieden, daß sie theilweise in der „Neumann'schen Krankencasse“, theilweise im „Kellnerbund“ Aufnahme gefunden hätten. Er meldete dies auch bei der „Leipziger Ortskrankencasse“ an und erlangte schließlich für das Personal die üblichen Befreiungsscheine. In den Statuten der oben erwähnten freien Hülfscassen stand nun, daß die Einhändigung der Mitgliedsbücher als Aufnahme in die Casse zu gelten habe. Mitgliedsbücher aber hatten die neu engagirten Zimmermädchen und Kellner von jenen Cassen auch eingehändigt erhalten und ihrem Principal übergeben. Es schien also alles in schönster Ordnung zu sein und der betreffende Gastwirth glaubte, sicher im Besitz seiner Befreiungsscheine, an keine Gespenster mehr. Dennoch sollte er bald aus seinem guten Glauben herausgerissen werden.

Den beiden Mädchen, welche in der „Neumann'schen Krankencasse“ versichert waren, rief die „Leipziger Ortskrankencasse“ plötzlich ein kategorisches „her zu mir“ zu. Von dem betreffenden Gastwirth wurden, ohne daß sich derselbe zunächst erklären konnte, warum, die Krankengelder für diese Personen auch von der „Leipziger Ortskrankencasse“ eingefordert. Es sollte sich indessen bald herausstellen, was den Grund dieser Maßnahme bildete. Das Statut der „Neumann'schen Krankencasse“, welche übrigens als eingeschriebene Hülfscasse von der höheren Verwaltungsbehörde anerkannt und den Bestimmungen des Krankenversicherungsgesetzes entsprechend organisirt ist, schreibt nämlich vor, daß über die Aufnahme neuer Mitglieder der Vorstand, als ein Collegium von vier Mitgliedern, zu entscheiden habe. Die beiden Mädchen waren aber kurzer Hand durch den Vorsteher allein aufgenommen und mit Mitgliedsbüchern versehen worden. Hieraus folgerte die „Leipziger Ortskrankencasse“, daß die betreffenden Mädchen, weil nicht rite aufgenommen, gar nicht Mitglieder der freien Hülfscasse geworden, und mithin eo ipso noch als Angehörige der Ortskrankencasse zu betrachten seien. Der betreffende Gastwirth habe also auch die entfallenden Krankencassenbeiträge nochmals zu entrichten.

Der gedachte Gastwirth wurde nun, nachdem der Bescheid des Krankenversicherungsamtes zu seinen Ungunsten ausgefallen war, beim hiesigen königl. Amtsgericht klagbar und beantragte, daß die Ortskrankencasse zur Restitution der gezahlten Beiträge verurtheilt werde. Der Anspruch charakterisirte sich als eine Rückforderung wegen Mangels jeden Grundes (§. 1547 des B. G.-B.). Er behauptete, daß der Umstand der nicht statutengemäß erfolgten Aufnahme der Mädchen in die Neumann'sche Krankencasse nicht ihm selbst, sondern nur jener Casse zur Last gelegt werden könne. Ihn treffe kein Verschulden und er könne deshalb auch nicht zur Verantwortung gezogen werden.

Das Gericht wies jedoch die Klage ab. Da nach §. 5 der Statuten der Neumann'schen Krankencasse nicht der Vorsteher allein, sondern der Vorstand von vier Mitgliedern über die Aufnahme zu entscheiden hat, hier aber der Erstere allein die angebliche Aufnahme bewirkt habe, so sei folgerichtig überhaupt keine Aufnahme erfolgt und die Personen seien als Mitglieder der Ortskrankencasse zu betrachten. Gemäß §. 38 des Ortskrankencassenstatuts habe aber lediglich der Arbeitgeber die Beiträge, und zwar zu einem Drittel aus eigenen Mitteln, zu zwei Dritteln vorschußweise für die von ihm beschäftigten Cassenmitglieder zu zahlen. Die Ortskrankencasse habe sich also lediglich an den Arbeitgeber, mithin den jetzigen Kläger, zu halten gehabt, während es diesem freistehe, den Regreßanspruch gegen die Neumann'sche Krankencasse geltend zu machen. An der Verpflichtung des Klägers zur Zahlung der Krankencassenbeiträge für die mehrgenannten Mädchen könne daher selbst der Umstand nichts ändern, daß er nach Sachlage in dem guten Glauben stehen mußte, daß die Mädchen bereits vor ihrem Dienstantritte bei ihm Mitglieder einer dem §. 75 des Krankenversicherungsgesetzes entsprechenden Hülfscasse geworden seien, und in dieser ihrer Eigenschaft zum Beitritte zur beklagten Ortskrankencasse nicht verpflichtet erachtet werden könnten. Dieser gute Glaube würde dem Kläger eventuell nur dann etwa zu Gunsten gereichen, wenn es sich um Anwendung des §. 9 des Ortskrankencassenstatutes, wegen unterlassener oder nicht rechtzeitig erfolgter Anmeldung versicherungspflichtiger Personen handelte, nicht aber hier, wo es sich nur um die Zahlung von Beiträgen zur Ortskrankencasse, nicht aber um Ordnungsstrafen rc. handelt.

Diese Entscheidung ist für alle Arbeitgeber von Wichtigkeit, denn sie lehrt dieselben, daß es geboten erscheint, wenn sie ihre Arbeitnehmer in eine freie Hülfscasse eintreten lassen, auch zu prüfen, daß dieselben eine ordnungsgemäße Aufnahme, wie sie das Statut vorschreibt, gefunden haben. Ist das nicht der Fall, so gilt die Aufnahme nichts, und der Arbeitgeber hat blos hinterher die Unannehmlichkeiten und Weiterungen, wenn ihm auch zunächst die betreffende freie Hülfscasse regreßpflichtig sein wird.

Vortrag des Herrn G. de Liagre aus Leipzig über Wohnungsnoth.

III.

Die Schluß-Ausführungen des Redners lauteten wie folgt:

Einer der wichtigsten Puncte meines ganzen Unternehmens ist die wöchentliche Zahlung der Miethe, die dem Armen abgefordert werden muß. Dies geschieht durch Damen aus den höheren Ständen, welche sich dieser Arbeit selbstverständlich unentgeltlich unterziehen.

Um die volle Wichtigkeit dieser Einrichtung zu verstehen, muß man sich in Wesen und Natur des Armen hineinversetzen. Er ist und bleibt auch meist Zeit seines Lebens ein großes geistiges Kind, dessen Handlungen nicht, wie das beim Gebildeten der Fall ist — oder doch der Fall sein sollte — (es hapert ja da auch wohl hin und wieder), nach feststehenden Principien geschehen, sondern der Arme handelt in der Regel nach den Impulsen des Augenblickes, von dem er ganz abhängig ist. An die Zukunft denkt er wenig; man verspreche ihm für Entbehrungen des Augenblickes die größten Vortheile in der Zukunft, er wird nicht die sittliche Spannkraft haben, darauf einzugehen, und ginge er darauf ein, so wird seine Energie nicht ausreichen, den gefaßten Entschluß durchzuführen.

Was mehr als um einige Monate hinaus in der Zukunft

SLUB
Wir führen Wissen.